

In der jeweiligen Originalsprache waren die gebotenen Texte auch bisher leicht zugänglich, vor allem durch die 1962 – am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils – erstmals erschienene, von G. Alberigo u.a. besorgte Ausgabe der „Dekrete der ökumenischen Konzilien“. Auf diesem Werk basiert auch die vorliegende, auf drei Bände berechnete Edition, deren erster Band hier angezeigt wird. In Einzelfällen wurde für die Neuausgabe aber auch auf Handschriften zurückgegriffen, die Bibliographie und der Anmerkungsapparat wurden ergänzt.

Die Übersetzung der Texte ist durch den drastischen Rückgang der Sprachenkenntnisse nötig geworden. Doch stellt die Übertragung nicht nur einen Notbehelf dar, sie eröffnet gleichzeitig auch neue Perspektiven (IX), weil dadurch – selbst für diejenigen, welche die alten Sprachen noch verstehen – eine Brücke zur Gegenwart geschlagen wird. Damit aber wird es der wissenschaftlichen Theologie erleichtert, ihrer zweifachen Aufgabe zu entsprechen und sowohl Hüterin der Tradition zu sein, als auch diese den Menschen von heute zu vermitteln. Das war mit ein Grund, warum bei den Übertragungen ins Deutsche eine große Nähe zu den Originaltexten (teilweise auf Kosten der Flüssigkeit) angestrebt wurde. Im Falle schwieriger Texte werden die für die Übersetzung getroffenen Entscheidungen in eigenen Fußnoten begründet.

Dieser erste Band der Konziliendekrete betrifft das erste Jahrtausend. Ihm kommt insofern eine besondere ökumenische Bedeutung zu, als diese Kirchenversammlungen noch von einer im wesentlichen geeinten Christenheit ausgehen konnten, auch wenn das 4. Konzil von Konstantinopel (869/70) bereits das Auseinanderfallen römisch-westlicher und griechisch-östlicher Theologie erkennen läßt.

Daß die Texte auch für gegenwärtig lebhaft diskutierte Fragen wie die Weihe von Diakoninnen (Konzil von Chalkedon n. 15) und die Besetzung von Bischofsstühlen ebd. n. 25; 2. Konzil von Nizäa n. 3) von Aktualität sind, sei nur nebenbei bemerkt.

J. Wohlmuth und seinen Mitarbeitern, denen wir das Übersetzungswerk verdanken, ist hohe Anerkennung auszusprechen. Mögen die zwei noch ausstehenden Bände bald folgen.

LinZ

Rudolf Zinnhobler

■ VENARD MARC (Hg.), *Von der Reform zur Reformation (1450–1530)*. (Die Geschichte des Christentums Bd. 7). Deutsche Ausgabe hg. von SMOLINSKY HERIBERT. Herder, Freiburg 1995. (892, zahlr. Abb.). Ln.

Diesen Band, der die Geschichte des Christentums im ausgehenden Spätmittelalter und zur Zeit der beginnenden Reformation behandelt, mit der Schilderung der Situation der byzantinischen Kirche nach dem Fall von Konstantinopel (1453) beginnen zu lassen, ist vielleicht ungewöhnlich, aber nicht unlogisch. Die nicht rezipierte Union von Florenz (1439) zwischen Katholiken und Orthodoxen und die nachfolgende Eroberung Konstantinopels durch die Türken hatten „erschütterte Kirchen“ zurückgelassen. Daß die orthodoxe Kirche ihre eigentlichen Gegner eher in den „Lateinern“ (Katholiken) als in den Türken sah, wird von A. Ducellier markant herausgearbeitet und mit Beispielen gut belegt. Nutznießer dieser Entwicklung war vor allem „die Kirche von Moskau, die sich ... schrittweise auf die Unabhängigkeit zubewegte“. Das Kapitel über „das Wiedererstarken des Papsttums“ von F. Rapp ist zwar glänzend geschrieben, doch suggeriert die Überschrift, die in mancher Hinsicht zutreffen mag (Festigung des Kirchenstaates, kulturelle Leistungen), falsche Erwartungen, war doch das Renaissancepapsttum dem Ansehen der katholischen Kirche nicht gerade förderlich. Auch wird man fragen dürfen, ob der vom Autor vertretene Grundsatz, der Historiker habe nicht „anzuklagen und zu verurteilen, sondern ... zu verteidigen und zu erklären“ (70) so uneingeschränkt Geltung hat. Die „Vielfalt der Reformbestrebungen“ im Spätmittelalter, die vom selben Autor im nächsten Kapitel anschaulich beschrieben werden, hat es ebenfalls gegeben. Sie wurden aber durch mannigfache, parallel dazu verlaufende Fehlentwicklungen konterkariert, so daß man sich auch in diesem Fall fragt, ob die Überschrift glücklich gewählt wurde.

Der nächste Abschnitt geht auf die „lateinische Christenheit im Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert“ ein. Es war eine faszinierende Epoche, in der das Christentum einerseits „das Bild einer homogenen und geeinten Größe“ bot, die u.a. durch die Scholastik, den Buchdruck und die „Devotio moderna“ bestimmt wurde, in der aber andererseits die nationalen Unterschiede immer stärker hervortreten. So bildete sich ein religiöser Kontrast „zwischen dem mediterranen und dem nördlichen Europa“ heraus, so daß M. Venard die berechnete Frage aufwirft, ob sich hier nicht bereits der später „durch die Reformation sichtbar gewordene Bruch“ abzuzeichnen begann.

Nach der Schilderung der bunten Vielfalt des religiösen Lebens der Zeit (F. Rapp) werden in dieser Hinsicht die einzelnen Länder der westlichen Christenheit vorgestellt. Aus Platzgründen seien hier nur die Abschnitte über Deutschland und England kurz gewürdigt. In eher essayistischer Form schildert F. Rapp die Lage der

Kirche in Deutschland, in der ein intensives Frömmigkeitsleben, das allerdings oft übersteigerte Formen annahm (zum Beispiel Reliquienwesen und Ablass), und ein deutliches Reformbewußtsein mit einer „feindseligen antikurialen Haltung“ einhergingen. Wie labil die Situation war, zeigt sich am Beispiel des Balthasar Hubmaier, der die hysterische Formen annehmende Wallfahrt zur „Schönen Maria“ in Regensburg maßgeblich förderte, sich aber später der Reformation beziehungsweise dem Täuferturn anschloß (326). Die Situation der Kirche in England im 15. Jahrhundert unterschied sich „in mehreren Punkten ganz wesentlich von der Entwicklung in den anderen europäischen Ländern“, wie V. Barrie-Curien zeigt. So spielte dort zum Beispiel der Papst im „ordo jurisdictionis“ kaum mehr eine Rolle. Daraus ergab sich aber umgekehrt, daß eine anti-römische Stimmung praktisch unbekannt war. Auch der Konziliarismus fand nur wenig Unterstützung. Die akademische Bildung des Klerus nahm im behandelten Zeitraum sogar zu, sie blieb aber theologisch meist rückständig (mittelalterliche Scholastik). Auffallend ist das Fehlen von Erneuerungsbewegungen bei den alten Orden in England. Daß hier das Inkorporationswesen jenes auf dem europäischen Festland übertraf (380f), bedürfte m.E. noch eines genauen Vergleiches. Zusammenfassend kann man jedenfalls sagen, daß in England die Ausgangslage für die Reformation eine andere war als auf dem Kontinent. Schon der Vergleich dieser beiden Länder macht es verständlich, warum die Reformation in Deutschland begann. Von hier aus erfaßte sie dann „in verschiedenen Spielarten ganz Europa“ (675).

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war der Boden für die Reformation in vielfältiger Weise bereitet, negativ, weil es manche Fehlentwicklungen gab, vor allem aber auch positiv: eine intensiv gelebte Frömmigkeit läßt ein starkes Heilsverlangen der Menschen erkennen, das aber nicht befriedigt wurde. Martin Luther reagierte darauf. Seine Person, seine Entwicklung, sein frühes Wirken und seine Botschaft werden uns, in allgemeinen unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Forschungsstandes, von M. Lienhard vermittelt. Was die Datierung des berühmten Turnerlebnisses betrifft, bleibt der Autor mit Recht offen (zwischen 1513 bis 1518). Dagegen hält er an einem am 31. Oktober oder 1. November 1517 erfolgten Thesenanschlag fest. Hierzu bemerkt der deutsche Bearbeiter, H. Smolinsky, er sehe „keinen zwingenden Beweis“ für den Anschlag und plädiere dafür, „die Frage offen zu halten“ (691 Anm. 55). Der raschen „Ausbreitung der lutherischen Botschaft“ und der sich bald abzeichnenden „Vielfalt der Reformation“ (Zwingli, Karl-

stadt, Täuferturn) geht ebenfalls M. Lienhard nach. Die in Österreich simultan zu Deutschland erfolgte Durchsetzung der Reformation bleibt leider unberücksichtigt. In England waren es u.a. die Häresien der Lollarden und der Wyclifiten, die mithalfen, der Lehre Luthers den Weg zu ebnen. Schon früh rief Kardinal Wolsey dazu auf, Luthers Schriften wie die Pest zu meiden, und 1521 fand bereits eine Verbrennung von Lutherschriften statt. Das zeigt aber, daß am Beginn der englischen Reformation ebenfalls Martin Luther stand, auch wenn bis 1530 das lollardische Gedankengut (noch) überwogen haben mag (751). Zur Charakterisierung der Anfänge der englischen Reformation verwendet der Autor den treffenden Ausdruck „Mischhäresie“.

Zuletzt wird die Frage erörtert, ob zur Zeit des Auftretens M. Luthers die Einheit der Christen noch zu retten war. Man kann ja davon ausgehen, daß die Angriffe des Reformators auf die römisch-katholische Kirche zunächst „durch pastorale Sorge und theologische Einsicht motiviert“ waren und nicht die Absicht hatten, „eine Kirchenspaltung herbeizuführen“ (844). Doch wurden von Luther die Themen einer dringend notwendigen Diskussion vorgegeben. Die Reaktion der offiziellen Kirche und Theologie war, wie H. Smolinsky zeigt, ungenügend. In der Folge entwickelte die „Reformation“ eine Eigendynamik. Es kam zu einer „inhaltlichen und personellen Differenzierung, bald verbunden mit Spaltungen und dem Auftreten neuer Reformatoren“ (848), die auch zu einer Radikalisierung oder zu einem Abgleiten ins Schwärmerische beitrugen. Hätten vielleicht die Vertreter des Humanismus noch einen Ausgleich zuwege bringen können? Dem dürfte u.a. eine schon im Ansatz verschiedene Anthropologie entgegenstanden sein. Die starke Betonung der Erbsünde bei den Reformatoren und der „prometheische Optimismus“ bei den Humanisten waren nur schwer miteinander in Einklang zu bringen. Am Humanistenfürsten Erasmus wurde die vorhandene Konfliktsituation offenkundig (M. Venard). Noch viel weniger gelang ein Ausgleich zwischen den „Neueren“ und der „alten Kirche“ auf dem Weg der bald einsetzenden Unterdrückungsmaßnahmen gegenüber den reformatorischen Kräften. So nahm die Reformation ihren Lauf.

Abschließend sei die Frage gestellt, ob der Gesamttitel des Bandes („Von der Reform zur Reformation“) exakt zutrifft. Gewiß war es das Anliegen der Herausgeber und Autoren, die oft zu wenig berücksichtigten spätmittelalterlichen Reformen stärker hervorzuheben. Doch reichten, wie ihre eigenen Ausführungen beweisen, diese nicht aus. Es war kein gerader Weg, der von der „Reform“ zur „Reformation“ führte, sondern in

hohem Maße war auch das Versagen ein Auslöser für das reformatorische Geschehen.

Ein Dankeswort gebührt dem deutschen Herausgeber dafür, daß er diese zumeist anregende Darstellung dem deutschen Lesepublikum erschlossen und darüber hinaus noch Zugänge zur deutschsprachigen Literatur eröffnet hat. Schon die vielen im Vergleich zum Original angeführten zusätzlichen Verweise lassen die aufgewendete Mühe erkunden.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ REINHARD WOLFGANG / SCHILLING HEINZ (Hg.), *Die katholische Konfessionalisierung*. Wissenschaftliches Symposium der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum und des Vereins für Reformationsgeschichte 1993. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte Bd. 135). (XIV und 472). Aschendorff, Münster 1995. Kart. DM 148,-.

Das Buch, Ergebnis eines 1983 von einer katholischen und einer evangelischen Vereinigung abgehaltenen Symposiums, stellt wegen der Vielfalt der behandelten Themen und der teilweisen Widersprüchlichkeit der vertretenen Thesen den Rezensenten vor keine leichte Aufgabe. Ich möchte mich damit begnügen, den Tenor des Werkes herauszustellen und seine Bedeutung zu würdigen.

Vor einigen Jahrzehnten lenkte E. W. Zeeden die Aufmerksamkeit auf das Phänomen „Konfessionsbildung“, einen langsam wirkenden Prozeß, an dessen Ende voneinander abgegrenzte „Konfessionen“ (Lutheraner, Calviner, Katholiken) standen. Davon ausgehend entwickelten W. Reinhard und H. Schilling, die Herausgeber des vorliegenden Bandes, den übergreifenden Begriff „Konfessionalisierung“, der die Konfessionen nicht mehr isoliert betrachtet, sondern sie insgesamt ins Visier nimmt und dabei überraschende Parallelen feststellen kann (Ausformung eines klaren Glaubensbekenntnisses, Abgrenzung voneinander, Absolutheitsanspruch, Verhältnis zur Obrigkeit etc.). Während das Augenmerk Reinhard vorzüglich den Kirchen gilt, wendet Schilling darüber hinaus seine Aufmerksamkeit der „Konfessionalisierung der Gesellschaft“ zu (3f). Er begreift Religion und Kirche im konfessionellen Zeitalter „als zentrale und tragende Strukturachsen der Gesellschaft insgesamt, ohne die politisches und gesellschaftliches Leben nicht voll funktionsfähig waren“ (2). Daß zum Beispiel „Konfessionalisierung ohne oder gar gegen den Staat nicht möglich ist“, stellt auch W. Reinhard klar heraus (432).

W. Ziegler lehnt den Begriff Konfessionalisierung hingegen ab, weil die damit verbundene Sicht

der Parallelen im Organisatorischen und Gesellschaftspolitischen (äußere Vorgänge) die Unterschiede im religiösen Bereich (innere Vorgänge) verdecke, ja negiere (417). Damit ist sicherlich etwas Richtiges gesagt. Umgekehrt ist daran festzuhalten, daß das Konfessionalisierungsparadigma den Blick für die Gesetzmäßigkeiten der Konfessionsbildung einerseits und für ihre Einbindung in die Gesellschaft des 16. und 17. Jahrhunderts andererseits schärft und so zu neuen Erkenntnissen führen kann, wie nicht wenige Beiträge des besprochenen Bandes beispielhaft zeigen. Das ist wohl auch das wichtigste Ergebnis des konfessions-, fächer- und länderübergreifenden Symposiums, im konkreten Fall vor allem (aber nicht ausschließlich) im Bezug auf die römisch-katholische Kirche. Davon werden aber sicherlich auch weitere Forschungsimpulse ausgehen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ WOLF HUBERT (Hg.), *Antimodernismus und Modernismus in der katholischen Kirche*. Beiträge zum theologiegeschichtlichen Vorfeld des II. Vatikanums (Programm und Wirkungsgeschichte des II. Vatikanums Bd. 2). Schöningh, Paderborn 1998. (397). Kart. DM 108,-/S 788,-/sFr 96,30.

Der Untertitel des Buches läßt erwarten, daß die aufgenommenen Beiträge zu Modernismus und Antimodernismus das Zweite Vatikanische Konzil direkt anvisieren. Von Ausnahmen abgesehen, ist das aber nicht der Fall, was wohl auch gut ist, weil zu eindeutige Focussierungen manches zu grell herausstellen, anderes ausblenden und so das Gesamtbild verfälschen können. Zusammenhänge zwischen den behandelten Strömungen und dem Konzil werden dennoch erkennbar, sei es in den aufgegriffenen Themen, sei es im versuchten (oder vereitelten) Brückenschlag zwischen Kirche, Theologie und moderner Welt. Eine Tatsache ist es auch, wie H. Wolf einleitend betont, daß das Zweite Vatikanum von links („Modernisten“) und von rechts („Traditionalisten“) als „modernistisch“ empfunden wurde, was die einen bejubelten, die anderen verdammt (23 u. ö.). Die Schwierigkeit, die vorhandenen Beziehungslinien klar nachzuzeichnen, ergibt sich nicht zuletzt aus der Unschärfe der Begriffe. Was ein „Modernist“ und ein „Antimodernist“ ist, wird sich wohl nie eindeutig klären lassen. Von daher ist es auch verständlich, daß einerseits Pius X. Deutschland für ein Hauptland des Modernismus halten konnte, während andererseits die deutschen Bischöfe hier eigentlich nur einen Reformkatholizismus am Werk sahen.

Sehr dankbar ist man für den nach Ländern gegliederten ausgezeichneten Forschungsbericht